

Nora Osagiobare: „Daily Soap“

Rassismus-Diskurs als Seifenoper

Von Valentin Wölfmaier

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 19.03.2025

Toni ist süchtig nach Seifenoper. Gerade das macht sie zur perfekten Erzählerin für die bös-witzige Meta-Seifenoper „Daily Soap“, die sich den wohlfeilen Rassismus der Zürcher Upperclass vorknöpft.

Für Anneli ist klar, warum ihre Tochter Toni an Kopfschmerzen leidet: Weil sie sich ununterbrochen die Soap Opera „Sturm der“ – Achtung, nicht Liebe, sondern – „Triebe“ reinzieht. Toni ist die Erzählerin in Nora Osagiobares Debütroman „Daily Soap“. Der eigentliche Grund für ihre Kopfschmerzen ist eher die Seifenoper, die sie in ihrem erweiterten Familienumkreis beobachtet.

Anfangs muss man immer wieder zu dem „nach steuerbaren Vermögen sortierten“ Figurenregister zurückblättern, das dem Buch voransteht. Alle haben mit allen zu tun, aber wer wie genau, wird erst allmählich klar. Und natürlich merkt man sich den sprechenden Namen des weißen Milliardärsohns „Paul Banal“ besser als den Namen „Prince Obioye Osayoghoghowemwen“, der vermutlich genauso sprechend ist, trägt er doch die Interrogativpronomen „wem“ und „wen“ schon in sich. Ein gelungenes Spiel mit dem Leser, das auf ein zentrales Thema des Romans verweist: Rassismus.

Nora Osagiobare

Daily Soap

Kein & Aber, Zürich

288 Seiten

24 Euro

Zentrales Thema Rassismus

Das allerdings weniger in der unverhohlenen pöbelnden Reinform. Zwar gibt es das ständig drohende

„Bundesamt für die Rationalisierung Andersfarbiger anhand von Cappuccino beziehungsweise Kaffee, kurz BARACK“.

Abseits von dieser bös-witzigen Überzeichnung bleibt die rassistische Behörde – genauso wie die am Rande auftretenden Polizisten – aber eher klischiertes Hintergrundbild. Dort, wo „Daily Soap“ – wie die richtige Seifenoper ja auch – hauptsächlich spielt, ist es dafür so klug wie präzise gearbeitet: Im engmaschig gestrickten Beziehungsgeflecht der Figuren.

Liebe, Sex und Eifersucht bilden auch hier den Maschinenraum des Erzählens. Osagiobare reichert das Normcore-Genre intersektional an, vor allem aber verkehrt sie die platte Heiterkeit solcher Formate in eine hochtourig drehende Ironie.

Liebe, Sex und Eifersucht

Es beginnt so: Anneli und der aus Nigeria stammende Thor verlieben sich und heiraten. Erzählerin Toni ist aber das Kind aus einer Affäre, die Anneli mit dem ebenfalls aus Nigeria stammenden Maler Louis Efe di Cabrio anfängt. Zeitgleich springt sie aber auch mit dem so reichen wie depressiven Armin Banal ins Bett – was zu einer sogenannten „Überschwängerung“ und Tonis weißer Zwillingsschwester Wanda führt.

19 Jahre später muss Toni ständig gegen Wanda Schach spielen – ausschließlich mit den schwarzen Figuren, mit denen sie immer verliert. Unterdessen ist die herrlich wohlstandsverwahrloste Zita Bodeca, damals wie heute tonangebende Frau von Armin Banal, bemüht, einen Rassismus-Skandal ihrer Firma einzuhegen. Die Strategie: Eine Reality-Show, die ihren Sohn Paul als schwulen Liebhaber eines schwarzen Mannes zeigt. Die Pointe, die für Zita kaum zu schlucken ist: Ihr Sohn ist tatsächlich schwul und führt eine On-Off-Beziehung mit Thors Bruder Prince:

„Als Paul in die Pubertät gekommen ist, hat Frau Bodeca am Familiencomputer doch eine Software installiert, die Internetseiten mit gewalttätigen oder pornografischen Inhalten automatisch sperrt. Deshalb kann sie sich nicht erklären, warum er sich als Erwachsener solcherlei sexuellen Absonderlichkeiten zuwendet.“

Die Unsichtbarkeit der „Anteilslosen“

Bevor das Diversity-Rebranding in Gang kommen kann, steigert sich der Sturm der Triebe in eine Gewalttat, die in ihrer Ikonographie eindeutig auf die Ermordung George Floyds anspielt – es ist die vielleicht einzig wirklich düstere Stelle in dem Roman.

Ein Klatschblatt, das wie selbstverständlich ein Bild von der Tat veröffentlicht, sieht darin allerdings nur: Zita und den Maler Louis Efe als Mitglieder der High Society, die bei einer intimen Tätigkeit ertappt werden. Dass es sich dabei um den Mord an dem sich illegal in der Schweiz aufhaltenden Prince handelt, sieht niemand.

Hier könnte man an den französischen Philosophen Jacques Rancière denken, der unter dem Stichwort des „Unvernehmens“ darüber schreibt, wie gesellschaftliche Randgruppen bereits auf der Ebene der Wahrnehmung ausgeschlossen werden. In einem Gespräch über das abgedruckte Bild wird klar, dass selbst die, die das Motiv oder seine symbolische Bedeutung erkennen, nicht zum uncodierten Schrecken des Geschehens vordringen:

„THOR Sieht aus wie eine Vorlage von Louis Efes Bildern.

ANNELI Der malt doch nur nackte Männer und Schwänze.

THOR In der neuen Serie nicht. Da gibt es nur ein Motiv aus unterschiedlichen Perspektiven.

TANTE FRIEDA Geschmacklos.

ANNELI Warum geschmacklos? Er übt damit Kritik an der Polizeigewalt gegen Schwarze.

THOR Woher willst du das wissen? Der Weiße trägt gar keine Uniform.

ANNELI Ja, aber es ist doch unmissverständlich: ein Weißer, der auf dem Hals eines Schwarzen kniet.

TANTE FRIEDA Wann soll so was passiert sein?

ANNELI Es ist symbolisch gemeint.“

Flotte Erzählprosa

Formal sind diese drehbuchartig gearbeiteten Dialoge nicht die einzigen Brüche in der flotten Erzählprosa. Immer wieder gibt es auch Listen und außerdem Werbespots, die den Text – Seifenopern-konform – unterbrechen. Auch hier freilich mit dem gebotenen Augenzwinkern, wenn erfundene Firmen moralische Gefühle aus unterschiedlichen Richtungen kapitalisieren wollen. Überflüssig bleiben allein die Fußnoten, die das ohnehin schon dauerironische Erzählen einmal zu viel kommentieren. Aber das ist ein schmaler Kritikpunkt an einem ansonsten gelungenen Debüt.